

der erste Gedanke des Schöpfers vom leiblichen und seelischen Heil-sein des gesunden Menschen die erlösende Güte Gottes, der dem Menschen die Liebe über den „Verlust der Mitte“ hinaus als Barmherzigkeit bewahrt hat. Was für den Humanisten „das Hinsterben in die Länge ziehen“ (Plato, Staat III) bedeutet, wird für den Christen ein Dienst an Christus dem Verblutenden, ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit. Aus dem Glauben an die verheißene Auferstehung des erlösten Leibes kann der Arzt am Ende seiner Heilkunst mit dem Unheilbaren wartend ausharren. Christus gesellt dem Arzt als dem Wissenden um viele Geheimnisse der Natur und um deren noch größere Rätsel den pflegenden Bruder und die barmherzige Schwester bei. Der christliche Arzt muß mit der Weisheit des Hippokrates des Parazelsus Barmherzigkeit einen, die Wissenschaft von Leib und Seele des Menschen mit dem Glauben an die erlösende Gnade des Christus als „Ecce Homo“ pflegen.

Friedrich Schiller

Von WILHELM GRENZMANN

Problematische Klassik

Die Gedanken der Gegenwart sind durch mannigfaltige Jahresfeiern mit der deutschen Klassik verbunden, jener Epoche, in der unsere Dichtung kraft einer geheimnisvollen Begnadung ihre größte Höhe erreichte. Vor sechs Jahren gedachten wir des 200. Geburtstages Goethes; heute steht die Gestalt Schillers vor unsern Augen, der vor 150 Jahren starb. In vier Jahren¹ hat man wohl noch bessere Gelegenheit, sich seiner zu erinnern. „Denn er war unser!“ Aber nicht nur Goethe und Schiller, sondern eine große Anzahl von Gestalten, die vor und nach der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert lebten, tragen den Glanz eines Ruhmes, der auch in unserer Zeit nicht verblaßt ist. Die Sprache gewann ihre höchste poetische Ausdruckskraft, Deutschland wurde das Land der Philosophen, es schrieb dem künftigen Jahrhundert die Gesetze der Bildung vor. Aber können wir mit gutem Gewissen feiern? Die Huldigung vor unsern Großen in diesen Tagen verbindet sich durch den Zwang der Ereignisse mit dem Gedanken an den Untergang einer Barbarei, und die Welt, die sich ihres Triumphes freut, weiß sehr wohl, daß sie selbst durchaus in einen Abgrund stürzen kann. Ist die Botschaft von der Humanität, die aus der Klassik Deutschlands in die Welt hinausgetragen wurde, so verraten worden, daß wir uns vor der Größe jener Zeit schämen müssen? Sie ist es gewiß. Aber tun wir nicht gut, die Dichter und Denker jener gesegneten Zeit in die großen Realitäten des Lebens hineinzustellen und sie nach Wahrheit und Irrtum ihrer Verkündigung zu befragen? Die Feier eines bedeutenden Menschen ist für uns heute mehr als je zugleich eine Gelegen-

¹ 1959 wird der 200. Geburtstag Schillers begangen.

heit, das Bleibende und das Vergängliche zu unterscheiden. Zwischen damals und heute liegen Kriege, Zerstörungen und Umwälzungen, Entdeckungen und Erfindungen, die das Weltbild verändert haben; Klassik erscheint uns trotz ihrer Wirkung in das 19. Jahrhundert hinein nicht wie der Anfang einer neuen, sondern wie das Abendrot einer alten Zeit. Und dennoch werden wir nie von ihr lassen. Wohl aber müssen wir uns ihrer Güter neu versichern.

„Um der Menschheit große Gegenstände“

Mit dem Andenken Schillers verbindet sich zunächst die Vorstellung einer unbeirrt strebenden, reinen, idealistischen und auf die hohen Dinge des Daseins gerichteten Natur. Das oben zitierte Wort findet sich im Prolog zum „Wallenstein“; indessen ist das ganze Werk des Dichters, von den „Räubern“ bis zu „Wilhelm Tell“ von solcher Gesinnung getragen. Es ist das Leitmotiv seines Lebens und Schaffens. Er stand im Umkreis seiner Zeit und in der Nachbarschaft der Größten als ein stürmisch den höchsten Zielen zustrebender Dichter, der die im Niedrigen und Gemeinen befangenen Menschen ungeduldig und unerbittlich über sich selbst hinaus wies und mit jedem Werk ein neues Beispiel eines großen Herzens schuf. Schiller war seiner Natur nach ein enthusiastischer Mensch. Wo immer wir sein Werk, seine Gedichte, seine Dramen, seine philosophischen Abhandlungen und seine Briefe aufschlagen, finden wir ihn erfüllt von dem Erlebnis der Größe und voll Abneigung gegen das Geringe und Niederträchtige, das er in polemischen Auseinandersetzungen vernichtend treffen konnte. Sein dichterischer Urtrieb ist die Bewunderung des Großen und der Wille, es darzustellen und zu verwirklichen. Sein Leben hindurch ist er unterwegs nach großen Dingen, immer beunruhigt von der fordernden Kraft der Idee, unzufrieden mit dem jeweiligen Zustand, von der Überzeugung tief durchdrungen, daß der Mensch sich nicht mit eigenen, sondern mit höheren Maßstäben messen müsse. Die eigentliche Wirklichkeit des Menschen liegt nicht in seinen empirischen Verhältnissen, sondern im Reich der Idee. Er sucht nach einer philosophischen Klärung in jahrelanger Auseinandersetzung mit Kant; er verwandelt seine Welt in Bild und Geschehnis in der langen Reihe seiner Gedichte und Dramen. So verkündet sein Werk in höherem Maße als das seiner Zeitgenossen einen Idealismus der Größe, der sich entzündet an überragenden Menschen, an der großen Tat und am absoluten Maß der Idee. Schiller hat bildende Absicht. Er will erziehen und umgestalten. Er will von der Bühne herabwirken. Denn er war von Sorge um den Menschen erfüllt.

Die Urerlebnisse

Der verborgene Gott

Schiller stand unter einer Reihe von Urerlebnissen, die, untereinander verbunden, seinem Leben und seinem Werk Gestalt und Richtung gaben. Im

Wandel seiner Entwicklung bleibt ein Muster sichtbar, das in den wechselnden Formen mitwanderte. Das Verhältnis von Gott und Mensch ist das allgemeinste, umfassendste und am tiefsten greifende. Es macht Wandlungen durch, nimmt verschiedene Formulierungen an, aber es bleibt als das Grundproblem seines Lebens dasselbe. Von Anfang an verbindet es sich mit dem Pathos des Weltverbesserers. Schiller stammte aus frommem Hause, in dem — wenigstens von der Mutter her — der Geist des schwäbischen Pietismus lebte. Bekannt ist der Bericht der Schwester, daß er als Knabe Predigergefühle in sich entwickelte und von den Schauern pietistischer Frömmigkeit überwältigt werden konnte. Der göttlichen Weltführung war er lange gewiß; der beste Kenner seiner Jugend, Ernst Müller (Der junge Schiller, 1947), nennt ihn den letzten Leibnizianer. Aber er wurde doch ganz andere Wege geführt. Maßgebend war für ihn das — protestantisch gefärbte — Erlebnis der unendlichen Majestät Gottes und seines Abstandes von den Menschen. Zwischen Jenseits und Diesseits liegt eine Kluft, und es wird noch auf der Höhe des Denkens seine Aufgabe bleiben, die „Wechselbeziehung zwischen dem Absoluten und dem Endlichen“ zu suchen (an Körner am 29. Dezember 1794). Die Entfremdung sowohl vom pietistisch erlebten wie dogmatisch geglaubten Christentum trat gleichwohl früh ein und machte stufenmäßig Fortschritte. Schon seine Akademielehrer Jahn und Abel, Männer von Rang, klassischer Philolog der eine und der andere Philosoph, riefen in ihm den Willen auf, „Selbstdenker“ zu werden und sich Gesetz und Regel selbst zu geben. Wichtige Probleme seiner späteren Zeit kündigen sich in der Frühzeit an, der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, Selbstbestimmung oder Unterwerfung; es sind Fragen einer ethisch gerichteten, jedoch leidenschaftlichen Natur. Es ist möglich, daß die ununterbrochene Kette von Verhängnissen, die ihm das Leben schwer machten, das Erlebnis der Gottesferne in ihm verstärkten; es fällt auf, wie oft er bei seinen häufigen und so begreiflichen Klagen über seine Mißgeschicke das Wort „Schicksal“ gebraucht. Man findet in seiner Jugend Zeugnisse einer bedrückenden Einsamkeit, denen ähnlich, wie sie in der Aufklärung so oft auftraten; sie verraten das Bewußtsein einer metaphysischen Verlassenheit. Im April 1783 schreibt der 24jährige aus Bauerbach, noch weit von allen kantischen Studien entfernt und von einem Orte aus, wo ihm immerhin Geborgenheit und Liebe bereitet war: „Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme Gott selbst nicht aus. Gott, wie ich ihn mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobt. Er erblickt *sich*, sein großes, unendliches Selbst in der unendlichen Natur umhergestreut“ (an seinen späteren Schwager Reinwald). Hinter der Augenblicksbedeutung dieses Satzes steht eine tiefere und bleibende Überzeugung: daß wir von den ewigen Dingen durch einen Abgrund getrennt

sind, für uns allein dastehen und von unbekannten Mächten umdroht sind. Daraus ergab sich eine Schlußfolgerung, die des Starken würdig ist: die Notwendigkeit, sich auf sich selbst zu stellen und sich aus sich selbst zu bestimmen.

Problematik der geschichtlichen Welt

Aber vorerst war der Zwiespalt ganz auszukosten. Schiller war durchdrungen von der Kraft des Bösen unter uns. Schon der junge Dichter glaubte ihm Aug in Auge gegenüberzustehen. In den „Räubern“ konstruierte er mit Franz Moor eine real nicht mögliche, allein vom Gedanken her gebildete Personifizierung des Bösen, und am Ende seiner Laufbahn, im „Demetrius“, dem hinterlassenen Fragment seines letzten Lebensjahres, erscheint der Mensch in einer undeutbaren Weise verflochten mit dem undeutbar Bösen, das jenseits des Menschen seinen Ursprung hat. Das Studium der Geschichte, dem sich der für die Historie schon früh interessierte Dichter durch seine amtliche Berufung nach Jena zuwandte, vermehrte seinen Pessimismus. Die Einsicht, daß menschliches Dasein nur als geschichtliches Dasein möglich ist, führte ihn zu ständigen Untersuchungen darüber, wie der Mensch im Zusammenhang mit den geschichtlichen Mächten sein Leben gestaltet, sich findet und sich verliert — und er stellt fest, daß es keinen freundwilligen Einklang mit der Geschichte gibt, sondern nur den Kampf und die Auseinandersetzung mit ihr. Die Geschichte ist die gefährliche Gegenmacht, die den Menschen in ihr Netz zieht und ihn schuldig macht. Schillers Geschichtsbild erweckt — auf das Ganze gesehen — die Vorstellung einer von der Idee abgefallenen und auf sich selbst gestellten Menschheit. Das Böse, dem der Student durch seine schmerzlichen Erfahrungen begegnet zu sein glaubte, bezeugte dem Dichter seine immerwährende Anwesenheit durch die Gewalt der kleinen und der großen Verhängnisse.

Idee und Wirklichkeit

Aber das Ganze ist es ja nicht. Schillers philosophisches Grundproblem blieb die Beziehung zwischen dem Unbedingten und dem Bedingten, dem Absoluten und dem Relativen — diese bis in die Formulierung späterer Jahrzehnte angenäherte Ausdrucksweise weist zugleich darauf hin, in welchem Maße der Dichter künftige Probleme vorausahnte. Es ist die Frage für ihn, wo wir dem Göttlichen begegnen. Die „Spuren Gottes“ sind trotz aller Dunkelheiten in uns erkennbar und zeigen ihre Kraft durch ihre Vorschriften in unserm Herzen. Wir stehen unter der Herrschaft der „Idee“. Am erschütterndsten war dem Dichter wohl die Gewißheit von dem abgründigen Unterschied zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir sein sollen. Der Schmerz der Erfahrung, daß wir aus dem Reich der Idee ausgestoßen sind, verbindet sich mit dem Trost, daß es das Göttliche unter und in uns doch gibt. Schiller hat nie daran gezweifelt, daß der Mensch einer unbedingten, aller irdischen Wirklichkeit überlegenen Welt zugehört, die ihn über das Gemeine erhebt und ihn dazu verpflichtet, das Große zu verwirklichen, ihn

in eine dauernde Spannung setzt zu den konkreten Verhältnissen der Welt, ja daß er dazu berufen ist, die Welt zu überwinden, die eigene, innere Freiheit zu gewinnen und damit zu seiner eigentlichen Bestimmung, der Würde des Menschen, zu gelangen. Es gab für Schiller keine größere Gewißheit, aber auch keinen festeren Punkt in der Welt, als die Überzeugung, im eigenen Willen souverän zu sein und dem in diesem Willen zum Ausdruck kommenden überindividuellen Gesetz Geltung zu verschaffen. Das Ich hat keinen anderen Maßstab des Handelns als das Gesetz. Es kommt nicht darauf an, ob das menschliche Tun erfolgreich ist oder nicht.

Das Werk selbst entfaltet in einer Folge von Dramen Schillers Grunderlebnis. Der Zusammenstoß des Menschen mit der Geschichte kann nur tragisch sein; wo immer der Mensch, der der Träger der Idee ist und ihrer Verwirklichung dienen soll, in den Zusammenhang der Geschichte, ihrer Kräfte und Täter tritt, setzt er sich ihren Verwirrungen aus und wird in ihre Verhängnisse einbezogen. Von „Don Carlos“, diesem ersten (aus einer Liebestragödie ins Historische verwandelten) Drama geschichtlicher Mächte und Ideen bis zu „Demetrius“ wird das Gegenüber von ewigen Verpflichtungen und geschichtlichen Realitäten erprobt und abgewandelt, wird der Mensch in der Vielfalt der Bezüge zu beidem beobachtet, geprüft und dargestellt. Der Dichter schwankt zwischen optimistischer und tiefpessimistischer Beurteilung der Daseinssituation des Menschen, seiner Kraft zum Guten und seiner Fähigkeit, das Ziel seiner Bestimmung zu erreichen. Aber wesentlich ist, daß das Gesetz unter uns nicht verdunkelt ist, sondern seine Leuchtkraft behält, was auch geschieht. Es ist das Zeichen, durch das der sonst so ferne und fremde Gott seine ewige Anwesenheit bekundet. Es gehört zu den eindrucksvollsten Leistungen des großen Dramatikers, wenn es ihm gelingt, von der Bühne aus den Sieg des ewigen Gesetzes zu verkündigen und in der zusammenbrechenden Welt menschlicher Konstruktionen das Zeichen des unsichtbaren Gottes aufzurichten: am Ende der „Räuber“, als nicht nur die Pläne des Frevlers zunichte gemacht werden, sondern auch Karl, der edle Rebell, der die Schöpfung wiederherstellen wollte, gezwungen wird, sich zu beugen — oder in „Kabale und Liebe“, wo im Augenblick des scheinbaren Sieges der Übeltäter ihrem Werk die Stützen vor ihren Augen weggenommen werden — und in „Wallenstein“, wenn auf die Schuld des Lebens die Sühne des Todes folgt oder — wie im Falle des Octavio — die langerwartete Ehrung nur noch wie eine furchtbare Ironie dargeboten wird. So bleibt die Brücke zwischen beiden Welten doch geschlagen. Schiller stand bereits tief im Dunkel der Zeit, aber erst, was nach ihm kam, sah sich der Verfinsterung ausgeliefert. Er hat die höheren Ordnungen der Welt bewahrt und seine Sendung darin gesehen, sie zu verteidigen.

Der Jünger Kants

Dies alles ist nicht in erster Linie religiös gemeint und entstammte auch wohl nicht wesentlich einem religiösen Bedürfnis. Schiller war auf Sicherung

des Menschen bedacht aus anderen Gründen: philosophisch-anthropologischen und ethischen. Gefühlsmäßige Durchbrüche ins Religiöse lassen sich nach seiner Jugendzeit nicht mehr auffinden; er war rational, auf gedankliche Klarheit bedacht und auch vom Gedanken gehemmt. Von Wilhelm von Humboldt stammt das Wort: „Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem anderen der Gedanke das Element seines Lebens war.“ Dichten und Denken waren auf dem Grunde seiner Anlage eins. Er strebte nach einer sicheren Orientierung im Dasein, verlangte nach philosophischer Besinnung und ruhte nicht, bis sein Denken in Ordnung war. Die Hinordnung auf eine ideale Welt, das Mißvergnügen an der Realität, gab dem Gedanken oft das Übergewicht und versetzte ihn Jahre hindurch in den Bereich der Philosophie. Die Beschäftigung mit Kant, zu dem er zunächst zögernd fand, um sich dann — wie von einem übermächtigen Magneten angezogen — leidenschaftlich zu ihm zu bekennen, bestätigte ihn in seinem Wesen: in einer undeutbaren und letztlich unbekannten Welt steht der Mensch allein, aber aus dem Erlebnis des Herzens vermag er die Metaphysik wenigstens zu postulieren. Er ließ sich von Kant in die Schule nehmen und ging dann ein gutes Stück über den Meister hinaus. Die Auseinandersetzung mit ihm endete mit eigenen bedeutsamen Beiträgen zur Ethik und zur Ästhetik, die für die Bildungsgeschichte des kommenden Jahrhunderts von ungewöhnlichem Einfluß waren. An die Stelle des ethischen Menschen, wie Kant ihn forderte, setzte er den „ästhetischen“ Menschen als die höchste Form dessen, was wir erreichen können. Er war sich bewußt, daß er damit Kant verließ und seinen eigenen Weg beschritt.

Der „ästhetische“ Mensch

Das Problem des „ästhetischen“ Menschen ist einer der Angelpunkte zum Verständnis Schillers. Das 19. Jahrhundert ist weithin seinen Lösungen gefolgt, und eben dadurch ist Schiller zu einer Bildungsmacht ersten Ranges geworden. Aber gerade die Idee des ästhetischen Menschen hat den Stürmen der Zeit nicht standgehalten, sondern ist in ihnen widerlegt worden. In seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795) hatte Schiller nach einer Lösung des Problems gesucht, wie man den Menschen von der Zerrissenheit seiner Natur erlösen, den Bedrängnissen der Zeit entreißen, Sinnlichkeit und Vernunft, Neigung und Pflicht in einer höheren Einheit vereinigen könnte, und gewann auf diesem Wege die Vorstellung von der menschlichen Ganzheit, die sich aus dem Zusammenspiel der Kräfte und Anlagen ergibt. Der Wunsch der Zeit, den ganzen und vollendeten Menschen zu sehen, erhielt in Schillers Gedanken ihren höchsten Ausdruck. Ästhetisch ist für ihn das über der moralischen Verwirklichung liegende Bild des ganzen und vollkommenen Menschen. Der Ausdruck darf nicht irreführen. Er selbst hat die Problematik des Ausdrucks anerkannt, aber keinen anderen, besseren gefunden. Schiller vertraute den Kräften des Menschen

mit gedämpftem Optimismus. Wie Rousseau sah er in der Entwicklung der Kultur — wenigstens zumeist — ungünstige Bedingungen. Wir befinden uns durch den Gang der Wissenschaften, die politischen und sozialen Verhältnisse im Zustand der Auflösung oder gar der Zerrüttung. Die Entfaltung der Arbeitswelt bedroht den Menschen von Tag zu Tag mehr. Es sind Gedanken, die weit in die Zukunft reichen. Schiller erachtete es bereits für seine Zeit als notwendig, daß sie sich auf den Menschen besänne. Er glaubte, mit der „ästhetischen“ Erziehung das Mittel zur Heilung in der Hand zu haben.

Das Ästhetische ist die Grenze dessen, was Schiller philosophisch erreichte. Er nimmt teil an dem verhängnisvollen und folgenreichen Irrtum der Zeit: als könne der Mensch sich selbst erlösen zu einer Art irdischer Vollkommenheit. In Gedanken solcher Art befangen, entwickelte er vor allem in den „Briefen“ mit der Anstrengung des Begriffs eine Schönheitslehre, die zwar über die Möglichkeiten Kants hinausging und doch den eigentlich wichtigsten Punkt verfehlte, weil er nicht in den Gesichtskreis des eifernden Denkers fiel: die religiöse Wirklichkeit und die Rettung durch Gott und den Dienst an ihm. Das letzte Wort hat bei ihm nicht die Religion, sondern die Kunst.

Das Unglück ist, daß als Endstufe betrachtet wurde, was nur Vorstufe menschlicher Verwirklichung ist. Schiller mag geahnt haben, daß erst jenseits des Ästhetischen die letzte Höhe des Menschen zu sehen ist. Denn zweimal kommt er in die Nachbarschaft des Heiligen: in „Maria Stuart“, die er durch Selbstverleugnung und Buße die Schuld eines Lebens tilgen läßt, und in der — legendär verstandenen — „Jungfrau von Orleans“, worin er die innere Einigung durch den Einklang mit dem Willen Gottes vollzieht. In einem Briefe an Goethe stoßen das grundsätzliche Mißverständnis der Heiligkeit und eine — vielleicht nur sehr leise — Ahnung der wahren Verhältnisse zusammen, wenn er über das Christentum urteilt: „Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung *schöner* Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion“ (17. 8. 95). Es fand nicht seinen Beifall, als ihm der Philosoph Reinhold in Jena erklärte, daß Kant „nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse“ (an Körner, 29. 8. 87).

Der Dichter

Dem Herzen des Volkes nahe blieb er jedoch nicht als Denker, sondern als Dichter; er verstand sich selbst als Künstler und wehrte sich dagegen, wenn man in seiner „Gedankenlyrik“ weniger das Gedicht als die Philosophie sah. In der Tat löst die Flut der Bilder den Gedanken auf und transponiert ihn ins Poetische. Seine Wendung zur Philosophie war notwendig und kein Irr-

weg, aber er betrat danach wieder sein Reich, so wie er es vorher bewohnt hatte. In einem Brief an Körner (25. Mai 1792) charakterisierte er sich selbst: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß Dilettant.“ Er dichtete als Denker und dachte als Dichter, nicht „naiv“, sondern „sentimentalisch“, immer sich selbst und seinen Problemen gegenüber, nicht ohne daß er sich die Mängel eingestand. „Aber um der Ausübung selbst willen“, fährt er fort, „philosophiere ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der Tat; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, eh mir noch eine Regel bekannt war, vermisste ich schon seit mehreren Jahren.“ In der Lyrik ist er der Darsteller der großen Kulturprobleme unter wechselnden Perspektiven („Die Götter Griechenlands“, „Die Künstler“, „Der Spaziergang“, „Das Ideal und das Leben“) oder anthropologischer Urfragen („Die Worte des Glaubens“, „Die Worte des Wahns“); in der Ballade der Erzähler von Begebenheiten mit dem Charakter des Beispiels und der Lehre. Das große deutsche Theater hat er recht eigentlich gestiftet; es lebt bis heute von seiner Kraft und seinem Adel. Die lange Reihe der Dramen sind der unverlierbare Besitz des deutschen Volkes und darüber hinaus der Welt geworden, Zeugnisse eines Genius, der das Größte auszudrücken wußte, innerhalb dieser Gattung mit immer neuen Stilmitteln seiner eigenen Welt zum Durchbruch verhalf und doch ganz er selbst blieb, der Dichter des Pathos, der auch die einfachen Verhältnisse der Idee entgegenhob. Diese Spannung zum Bedeutenden und zu einer von der Idee beglänzten Welt war sein Leiden und sein Glück. „Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden.“

Zum Verständnis des Menschen

Die Zeugnisse, die uns zum Herzen des Dichters führen können, sind reich und vielseitig. Sein Briefwechsel,² umfassend wie wenige, führt uns unmittelbar in sein Denken, Planen und Dichten. Man gewinnt den Eindruck, daß er von zwei Kräften bewegt wurde: der Not, die seine Kraft zum Widerstand herausforderte und langsam verzehrte, und den dichterisch-philosophischen Plänen; beides hielt die Unruhe in ihm wach. Daß er kein Vollendeter werden würde, hat er frühzeitig geahnt und sehr darunter gelitten. In einem Briefe an Baggesen, der dem Kranken in der Stunde der Bedrängnis unerwartet eine dreijährige Pension des Prinzen von Augustenburg und des Ministers Schimmelmann anbot, gab er ein zusammengefaßtes Bekenntnis seines Elends: „Von der Wiege meines Geistes bis jetzt . . . habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch

² Friedrich Schiller, Briefe. Hsbg. v. Gerhard Fricke. (669 S.) München 1955, Carl Hanser. Ln. DM 16,—.

nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt . . . unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit“ (16. 12. 1791). Dann höhnte ihn die Krankheit in vierzehn schweren Jahren aus; im Kampf mit ihr schuf er sein großes Werk vom „Wallenstein“ an. Der Rastlose und Getriebene suchte nach der Ruhe des Idylls. Die Ehe mit Charlotte von Lengefeld bot ihm Glück und Geborgenheit, aber aus der Ferne kam eine andere Gestalt auf ihn zu, der Tod, und trieb ihn an, sein Werk zu Ende zu führen, solange es ihm erlaubt war. Die immer wieder ausgesprochene Sehnsucht „nach einer gleichförmigen Zufriedenheit“, nach einem idyllischen Dasein, macht es verständlich, daß er in der Vergangenheit des Menschengeschlechts den paradiesischen Zustand der Welt suchte und verherrlichte und mit den Farben der Phantasie ausmalte, was die Wirklichkeit nicht bietet. Nur sehr selten vermochte er die Not des Lebens und zugleich die Last der Gedanken abzuwerfen und im Durchbruch des Gefühls ganz er selbst zu sein. Wir spüren es zum Beispiel im „Lied an die Freude“ und in den ersten Liebesbriefen an seine Braut.

Uns bleibt Schiller der große Dichter, der mit uns weiter wandert. Und es ist wichtig, daß wir wissen, was an ihm bleibend ist und in unser Leben eingehen soll.

Zeitbericht

Die chinesische Jugend — Die deutsche akademische Emigration nach den USA 1933—1941 — Zum belgischen Schulkampf — Spannungen innerhalb der Freimaurerei — Der Kirchenkampf in Argentinien — Ausschnitt aus den Elendsgebieten des italienischen Südens — Bevölkerung der UdSSR

Die chinesische Jugend. China hat einen jährlichen Geburtenüberschuß von schätzungsweise 12—15 Millionen Menschen. Wie überall, so legt es auch hier der Bolschewismus vor allem darauf an, die Jugend für sich zu gewinnen. Er hat dazu zwei große Jugendorganisationen geschaffen, eine für die Jugendlichen von 9 bis 14 Jahren, die andere für die Heranwachsenden von 14 bis 25 Jahren. Jene zählte 1953 rund 7 Millionen Mitglieder, diese an die 9 Millionen. Die Methoden der bolschewistischen Jugenderziehung sind überall die gleichen: Auflösung jeglicher natürlicher Ordnung, Zerstörung des Glaubens an Gott und das Jenseits. Deswegen überschüttet man die Jugendlichen mit bolschewistischen Schlagworten, deren Hohlheit die Jugend aus eigener Kraft noch nicht oder doch nur in den seltensten Fällen durchschauen kann. Die Jugendlichen werden der Familie entrissen, die seit alters her gerade in China geheiligten Bande der Familie werden systematisch aufgelöst. Das Gewissen des einzelnen wird nach dem Kollektivgewissen ausgerichtet.

Mit Recht sieht der Bolschewismus in der Kirche den schärfsten Gegner für seine Bestrebungen. Es scheint jetzt ein Befehl vorzuliegen, wonach nun die letzten auswärtigen Missionare das Land verlassen müssen, insgesamt noch 38 Priester, davon 17 im Gefängnis, 1 Laienbruder und 20 Schwestern.

Wie schwer es unter diesen Umständen die katholische Jugend Chinas hat, sieht man aus einem Bericht über das Seminar in Shanghai, das von den französischen Jesuiten geleitet wurde. Shanghai war mit seinen 45000 Katholiken, seinen